

Der Einbruch : eine Charakterkomödie

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EINBRUCH

EINE CHARAKTERKOMÖDIE

An jenem Abend führte mein Freund Sterntaler das Wort. Wir wohnten in einem recht altmodischen, kleinen Gasthof, wo die Leute sich zu den Mahlzeiten an einer langen Tafel vereinigten und bestrebten, einen gemütlichen Familienkreis zu bilden. Immer ging das Gespräch kreuz und quer, jeder lustige Einfall innerhalb der engen Grenzen des guten Tons war willkommen; man erwies sich gegenseitig alle erdenkliche Höflichkeit, und wenn ein Herr seiner Nachbarin bloß die Salatschüssel reichte, so sagte sie gerührt: „Ach wie liebenswürdig! Danke sehr!“ Das Haupt dieser Gemeinschaft war ein alter Stammgast, der in allerlei Ehren und Würden malerisch ergraute Herr Iselin. Jeder Neuling musste zuerst ein scharfes Examen in der Schule seines Misstrauens bestehen, ehe er sich als dazugehörig betrachten durfte. Die Aufnahme erfolgte in der Regel dadurch, dass der Grimmbart eine direkte Frage an den Kandidaten richtete, wonach dann alles in schönster Ordnung verlief. Diese Auszeichnung war meinem Freund noch nie zuteil geworden, der argwöhnische alte Herr hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn, während die Damen ihn geradezu verhimmelten, denn er war einer jener verkehrten Romantiker, die ihre Gedanken und Gefühle stets in dunkle Redensarten kleiden, sie mit Flittern, Federn, Krausen und Puffen barbarisch aufputzten, überhaupt alles, was in ihren Gesichtskreis kommt, gleichsam in Goldrahmen fassen. Dazu passte auch seine übrige Erscheinung. Er strahlte nur so von Mannhaftigkeit, sein Gang war aufrecht und ohne Wanken, eine geharnischte Kriegserklärung an alle Schleicher und Leisetreter, der Bart war dementsprechend voll und blond, die Augen zwar von einem weiblichen Blau, dafür aber die Stimme wieder so hart und tönend wie Erz, im Wortgefecht wild wie eine Räuberpistole, im Enthusiasmus überschäumend wie Brauselimonade.

Das heißt, so war er *damals*, seither hat sich manches geändert.

Wir saßen also nach Tisch im Salon, die Damen mit ihren Handarbeiten, wir Herren am Skattisch beschäftigt. Das Gespräch

drehte sich um preußische Zustände. Mein Freund hatte sich richtig wieder einmal in einen geradezu erhabenen Gegensatz zu der gesamten übrigen Welt hineingefunden.

„Ich muss sagen, *mir* machen sie halt Freude — diese Herren Junker!“ fiel er dem demokratischen Isegrim Iselin überlegen ins Wort. „Die haben noch Mark und Knochen. Das sind noch Typen aus jener leider — *leider!* (er seufzte) entschwundenen Zeit:

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienate war,
Wo ein Mann im Eisenkleide
Und ein Herz im Manne war —.

„Kurz, ich möchte behaupten: Der letzte Hort von Tapferkeit und urchigen Sitten, sozusagen ein Rest Urwald am Rand eines abgeflachten, von demokratischem Allerweltsdünger übelriechenden Kartoffelackers.“

Da er gerade einen Grand mit Vieren nebst angesagtem Schwarz und Schneider gewann, bemerkte Herr Iselin sehr doppel-sinnig: „Ja, beim Donner! *Das* sind Kerle! So könnt' es am End' mein Schuster auch!“ so dass wir nicht wussten, ob er damit die junkerliche Gewaltherrschaft oder Sterntalers Kartenglück meinte.

Aber dieser hatte die Damen wie immer auf seiner Seite. Sie lächelten ihm Beifall zu, seine „bejahende Weltanschauung“ gefiel ihnen über die Maßen, und sie glaubten ihm aufs Wort, als er bescheiden durchblicken ließ, dass es ihm eigentlich in einer mittelalterlichen Rüstung, unter schlagfertigen Rittern und Troubadouren am wohlsten wäre.

„Zum Herrschen muss eben einer geboren sein!“ schloss er seinen Sermon, nicht ohne einen mitleidigen Blick auf uns Widersacher zu werfen.

„Und gleich ein großes Maul mitbringen!“ ergänzte Herr Iselin schon sehr grämlich und geknickt von den pomphaften Phrasen.

Ich meinte nur so mit einer vergnügten Grimasse: „Schade, du wärst wahrscheinlich gar kein so übler Triarier Seiner Majestät! Du würdest bei Hofe entschieden Furore machen.“

Es geriet mir aber schlecht.

„Mein Lieber, witzle du nur zu!“ versetzte er in köstlichem Bedauern.

„Dass du, ein vom grauen Werktag ganz und gar kahl gerupftes, armes, schwaches Huhn, keinen Sinn hast für aufrechte Männlichkeit, für Leute mit Feuer und Schwung, ist ja begreiflich. Dein Lebenszweck war von jeher, alle wahrhafte Tatkraft, unsere Ideale anzuzweifeln, und so zu tun, als ob Heldenmut und Todesverachtung bloß so Fiktionen fürs gläubige Kindesherz wären. Du tust mir leid. Wenn alle wären wie du, würde kein Nordpol entdeckt und kein Gaurisankar erstiegen!“

„Kerle, das!“ knurrte Herr Iselin und wankte verdrossen hinaus.

„Es ist wirklich eine wahre Freude, Ihnen zuzuhören, Herr Sterntaler!“ sagten hingegen die Damen, als sie uns verließen. Er war umstrahlt von Bewunderung. Nein, so ein Mann! Wir andern saßen wie böhmische Schneider neben ihm, mit allen giftigen Pfeilen ohnmächtig gegen seine bejahende Weltanschauung.

Allein auch für ihn kam ein Tag von Damaskus. Wir stritten uns noch eine Stunde herum, er, ich und ein in der Gesinnung zwischen uns die Mitte haltender Major a. D. Die Andern hatten sich bereits in ihre Klausen begeben, das Dienstpersonal war in der Küche versammelt, wo in Abwesenheit der Wirtin nach Herzenslust getanzt und gesungen wurde. Denn es strich schon ein wohliges Frühlingslüftchen um die offenen Fenster herum.

Auf einmal vernahmen wir von der Treppe her einen langgezogenen, markerschütternden Schrei, der mir bis auf die Haarwurzeln drang, und gleich darauf stürzte eine Aufwärterin außer Atem, mit kreideweißem Gesicht in unsere gute Stube.

„Bitte kommen Sie schnell, helfen Sie, es sind Einbrecher im Kontor, einer ist mir bis dahinauf nachgesprungen!“ Im Treppenhaus entstand ein beträchtlicher Lärm, etliche Türen wurden auf- und zugeworfen, mehrere Gäste erkundigten sich, was das Geschreie Nachts um Elfe bedeute.

Indessen standen wir drei immer noch ratlos wie angenagelt vor dem Spieltisch, wühlten entsetzt in unsern Taschen, rissen die Stühle herum, warfen uns blasse Blicke zu oder drangen auf das zitternde Mädchen ein, das die Möglichkeit eines schlechten Scherzes energisch in Abrede stellte und uns genau den Hergang der grässlichen Entdeckung beschrieb.

„Eduard und ich waren gerade dabei, das Haus zu schließen und das Licht abzdrehen, da sahen wir, wie sich die Klinke der Kontortüre leise bewegte, und als wir aufmachen wollten, war sie von innen verriegelt. Eduard springt hinaus, um durchs Fenster zu sehn, ich rüttle mit aller Kraft an der Tür und denke an nichts Böses, da, noch ehe ich draufkomme, den Schlüssel umzudrehen, wird sie aufgerissen und ich, im Davonlaufen, merke, dass einer hinter mir herrennt. Ein Mann mit braunem Mantel, schwarzem Schnauz, den Filz ins Gesicht gezogen. Er muss noch auf der Treppe sein.“ Eine nette Bescherung! Ehe ich mich dessen versah, war mein Herz auf und davon. In der leeren Höhle hockte das Grauen. Ich erwies mich wirklich nicht als Held, sondern war wieder einmal ganz vernarrt in mein bisschen Leben. Aber Sterntaler?

„Wo hab ich denn meinen Revolver? Hat denn keiner eine Waffe bei sich? Wir müssen ihm doch entgegen! Wir *müssen*, es hilft nichts, wir müssen!“ rief er außer sich, indem er mit der Rechten Haar und Bart misshandelte. Der Major fuhr noch einmal hastig und gedankenlos in beide Westentaschen, aber ich merkte ihm an, dass er im Ernst auch nicht daran dachte, seine kriegerischen Lorbeeren zu vermehren.

„Bitte, du hast den Vortritt! Ich spüre nicht die geringste Lust, mein Leben für nichts und wieder nichts, für eine blaue Bohne einzusetzen!“ entgegnete ich schnöd, worauf sich mein Freund endlich ermannte, eine volle Weinflasche ergriff und tapfer gegen die Treppe vordrang. Der Major und ich stellten die Nachhut, aber freilich schlug uns das Herz weniger vor Begeisterung, als aus Furcht vor der gefährlichen Schwenkung um die Ecke. Es ging gut, wir stiegen hinauf, hinunter, stöberten alle Ecken aus, beruhigten die verstörten Nachtwandler und stellten schließlich mit ziemlicher Sicherheit fest, dass der Hallunke sich inzwischen durchs Badezimmer auf den Hof hinabgeschwungen habe. Aber das dicke Ende kam nach. Er hatte nämlich den Inhalt der Kasse, das ganze Wirtschaftsgeld mitlaufen lassen.

Die Polizei erschien und protokollierte, die herbeigerufene Wirtin rang jammernd die Hände, im Flur versammelten sich die Pensionäre in mehr oder minder anziehender Notstandskleidung und in fünf Minuten waren alle einig, dass der Dieb unmöglich

hätte entwischen können, wenn „die drei Herren“ gleich nach dem Ruf „Diebe“ auf dem Plan erschienen wären. Ich weiß nicht, wer die Parole ausgab, aber plötzlich war sie in jedem Mund: „Drei Männer!“

Ob sich wohl jemand vorstellen kann, welche Abgründe von Spott und Verachtung sich im Ton der beiden Wörtchen vor uns auftaten!

Sterntaler stand immer noch mit der Flasche „Liebfrauenmilch“ in der Hand auf der Kontorschwelle und gab sich, etwas bleich, etwas kleinmütig, alle erdenkliche Mühe, unsere Zurückhaltung durch den Nachweis zu rechtfertigen, dass überraschte, verfolgte Einbrecher den Rückzug meistens mit tödlichen Waffen erzwingen.

„Nun ja, was hätten Sie davon, wenn einer von uns angeschossen oder mit einem Stich im Leibe auf der Treppe läge? Das wäre doch keine Genugtuung, man wirft doch sein Leben nicht vor die Hunde! Sie müssen doch wohl zugeben, dass eine vernünftige Überlegung mehr wert ist, als ein blindes Draufgängertum!“

Er suchte in jedem Gesicht wie billig ein Zeichen von Zustimmung, stieß jedoch fast überall auf die gleiche Grimasse von Staunen und Mitleid. Seine Stirne war feucht vor verhaltenem Zorn.

„Wenn das ‚so‘ ist, will ich mir morgen gleich einen Revolver anschaffen!“ bemerkte Fräulein Elfreich, auf die mein Freund ehemals ein sehr zärtliches Auge zu werfen pflegte. Das war so gut wie ein blauer Brief.

„Ja, ja,

Leben bleiben und auch sterben
Für das Vaterland ist süß!“

zitierte der schadenfrohe Schriftgelehrte.

„O, ich ätte schon mit die and, ohne Pistol, gefangen, presto, presto, una, due, tre!“ beteuerte ein junger Herr aus Kalabrien in Boxerpose, wofür er einen gläubigen, schmelzenden Blick der schwächtigen Brasilianerin erntete, die immer ein wenig aussah, wie aus dem Mehlsack gezogen und das ganze Haus erfüllte mit tropischen Wohlgerüchen.

„Also müsste jetzt Ihre Grabschrift lauten: Hier liegt ein dummer Esel!“ entgegnete Sterntaler verächtlich. Mit seiner

Fassung war es Matthäi am letzten, er entwickelte großartige Theorien über Notwehr, führte krasse Beispiele an, rang zwischen- durch krampfhaft nach Humor und machte, wie gesagt, auf der ganzen Linie gründlich Fiasko.

Ich hatte es besser. Infolge meiner nüchternen Anschauungen war ich schon lang als sittlich minderwertig gekennzeichnet. Von mir hatte keine der Damen „etwas anderes“ erwartet. Und der Major war gewissermaßen durch seine ehrwürdigen weißen Haare, sowie durch seine Gichtbeine entschuldigt. Darum sahen die Holden, wenn sie die Hände zusammenschlugen und kopfschüttelnd „drei Männer!“ riefen, immer nur meinen armen, romantischen Freund mit dem Gambrinusbart und der Cheruskerbrust an. Endlich lief er wütend hinaus und zerschmetterte die unschuldige Flasche an der Gartenmauer.

Aber tragisch wurde die Geschichte erst am folgenden Tag.

Ein gedämpftes Hohnlächeln zuckte in allen Mundwinkeln, als Sterntaler aufrecht wie je im Eßsaal erschien. Er hätte wohl besser getan, eine kleine Reise zu machen. Von nah' betrachtet, sah er gereizt, übernächtigt, entwürdigt aus. Wie auf den Mund geschlagen, würgte er Speis' und Trank verbittert hinunter und errötete recht wie ein Schuljunge bei der schalkhaften Frage seiner Nachbarin, ob er in letzter Nacht gut geschlafen habe. Alles prustete und scharrte mit den Füßen.

„Ja, das sind mir Kerle!“ meinte Herr Iselin kichernd.

Halb sarkastisch, halb zerknirscht gab mein Freund zu verstehen: „Bitte, meine Herrschaften, tun Sie sich nur ja keinen Zwang an! Lachen Sie nach Herzenslust! Ich sehe ja selbst ein, dass ich in Ihren Augen eine lächerliche Figur bin! Aber ebenso komisch — verzeihen Sie, sind mir Ihre Begriffe von Tapferkeit. Das reinste Theater!“

„In welchem *Du* bis heute als erster Held aufgetreten bist!“ konnte ich mich zu lachen nicht enthalten. Selbst die beraubte Wirtin behandelte ihn mit fühlbarer Herablassung, sie ging einher mit einer verklärten Leidensmiene, die etwa besagen wollte: „Varus, Varus, gib mir meine Dublonen wieder!“ Die Aufwärterinnen blickten zu Boden, wenn sie an ihm vorbeikamen, besonders jene, die ihn durch ihren unfreiwilligen Zusammenstoß mit dem Einbrecher tief beschämt zu haben glaubte.

Und wenn er jetzt vor aller Augen vier Mamelucken erwürgt hätte, die Rolle eines echten Ritters ohne Furcht und ohne Tadel konnte er nicht mehr spielen. Sein Nimbus war erloschen. Von da an fühlte er keinen Drang mehr, in schwellenden Metaphern zu sprechen, seine mächtige Stimme erschallen zu lassen. Ich glaube beim ersten hohen Ton hätte ihn die kalte Dusche eines allgemeinen Hohngelächters getroffen. Er gewöhnte sich ein nachdenkliches Schweigen an und seine unumgängliche Rede war nach dem Bibelspruch: „Ja, ja, nein, nein!“ Auch seine Haltung kam mir seither nicht mehr so unerbittlich kriegerisch vor. Es war irgend ein Bruch entstanden, der den Menschen Sterntaler auf seine natürliche Größe zurückführte. Im gleichen Maße jedoch, als er bei den Frauen in Ungnade fiel, gewann er meine Sympathie. Heute ist er gleich mir ein gesunder Ironiker, sehr misstrauisch gegen jeden Heroenkultus, allen großen Worten grimmig feind, — kurz, ein eifriges Mitglied des Vereins zur Verbreitung schlichter Sitten.

PAUL ILG.



DIE SCHWEIZERISCHE KULTUR

(Schluss.)

DER EINHEITSGEDANKE

Wenn der germanisch-demokratische Gedanke den konservativen und den partikularistischen Gedanken erzeugte, so wird es uns nicht Wunder nehmen, dass die orientalischen Gedanken des Despotismus und des Charisma den revolutionären Gedanken und den Gedanken der politischen Einheit erzeugten. Die Idee des Einheitsstaates hat denn auch zum erstenmal mit Alexander dem Großen ihren Einzug in die abendländische Geschichte gehalten.

Athen und Sparta hatten nicht nach der Einheit der griechischen Völker gestrebt, sondern nach der Hegemonie in dem freien Völkerbunde. Ähnlich erstrebte das republikanische Rom nur die Hegemonie und nahm zunächst nicht die unterworfenen und verbündeten Staaten in sein Bürgerrecht auf. Noch Philipp von Makedonien stand wohl auf diesem partikularistischen Boden der